

Nr. 84. Bromberg, den 23. Oktober 1923.

Andrea Delfin.

Novelle aus Venedig von Paul Heyse.

(5. Fortsetzung.)

Andrea errötete. Zum ersten Male empfand er jetzt alles Demütigende der Maske, die er trug, einem freien Manne gegenüber, der ihm nach einer flüchtigen Begegnung vor mehreren Jahren so freundschaftlich wieder entgegenkam. Der Paß des Triestiners, den er in der Tasche trug, drückte ihn wie ein bleiernes Gewicht. Aber die Übung, seine inneren Kämpfe zu beherrschen, ließ ihn auch diesmal nicht im Stich.

Ich wollte nur eine Erkundigung einziehen über ein deutsches Handelshaus, sagte er, denn ich bin hier in Venedig in der sehr bescheidenen Stellung eines Schreibers, der sich von seinem Herrn Notar zu mancherlei kleinen Diensten gebrauchen lassen muß. Da ich aber in Brescia nicht viel Besseres war und Ihr dennoch mich nicht zu gering hieltet, mir Eure und Eurer Mutter Gesellschaft zu gönnen, so trete ich auch hier dreist mit Euch ein; Ihr müßt mir vor allem sagen, wie es der trefflichen Frau ergeht, deren ehrwürdiges Bild, ihre rührende Liebe zu Euch, ihre große Güte gegen mich, mir noch in lebendigster Erinnerung stehen.

Der Jüngling wurde ernsthaft und seufzte. Kommt in mein Zimmer, sagte er. Wir plaudern dort vertraulicher.

Andrea folgte ihm hinauf, und der erste Blick, den er in das behagliche Gemach tat, fiel auf ein großes Pastellbild, das über dem Schreibtisch hing. Er erkannte die leuchtenden Augen und das reiche Haar Leonorens. Aller verführerische Schmelz der Jugend und des Übermutes lag auf diesen lächelnden Lippen.

Der Jüngling rückte zwei Sessel an das Fenster, durch welches man den ziemlich breiten Kanal, die malerische Brücke und zwischen den Häusern drüben die Chorseite einer alten Kirche übersah. Kommt, sagte er, macht es Euch bequem. Soll ich Wein kommen lassen oder Sorbetti? Aber Ihr hört nicht. Ihr seid in dieses unglückselige Bild vertieft. Wißt Ihr, wenn es vorstellt? Kennt Ihr das Urbild, von dem es nur ein blasser Schatten ist? Doch wer in Venedig kennte es nicht! Sagt mir nichts von diesem Weibe. Ich weiß alles, was man von ihr sagt, und glaube alles, und dennoch versichere ich Euch in allem Ernst, daß Ihr selbst, wenn Ihr vor ihr ständet, an nichts von alledem denken, sondern Gott danken würdet, wenn Ihr Eure fünf Sinne so leidlich beisammen behieltet.

Ist dieses Gemälde Euer Eigentum? fragte Andrea nach einer Pause.

Nein; es hat einem Glücklicheren gehört, einem schönen jungen Venezianer, der, wie sie mir selbst gestand, ihr Abgott gewesen. Der Unvorsichtige ließ sich einfallen, mir seine Freundschaft anzutragen. Er büßt dieses Verbrechen in der Verbannung, und meine Strafe ist nun, daß er mir dieses Bild vermacht hat, und daß ich die Augen des Originals um ihn habe weinen sehen.

Er stand, während er dies sagte, vor dem Bilde und betrachtete es mit einem schwärmerisch-traurigen Blick. Andrea beobachtete ihn mit der tiefsten Teilnahme. Er war nicht schön von Gesicht, nur anziehend durch die Mischung von jugendlicher Sanftheit der Formen und männlichem Ernst und Feuer seines Mienenspiels. Auch in den Bewegungen der hohen Gestalt offenbarte sich Adel und Energie. Unwillkürlich entfuhr Andrea der Ausruf: Daß Ihr, auch Ihr dieses Weib lieben könnt, das Euer so wenig wert ist!

Lieben? erwiderte der Deutsche mit einem seltsam düstern Ton. Wer sagt Euch, daß ich sie liebe, wie ich einst in Deutschland geliebt habe und wie es allein den Namen verdient? Sagt, daß ich von ihr besessen bin, daß ich mit Knirschen und Stöhnen ihre Fesseln trage, und nehmt mein Geständnis hin, daß ich mich dieser Schwäche schäme und doch in ihr schwelge. Ich habe es nie vorher gewußt, wie alle irdische Wonne nichtig ist gegen das Gefühl, sich den Nacken von einem selbstgewählten Joch wund drücken zu lassen und den gesamten Mannesstolz um ein Lächeln solcher Augen in den Staub zu werfen.

Sein Gesicht hatte sich gerötet; er bemerkte jetzt erst, daß Andrea längst von dem Bilde wegsah und ihm tiefbekümmert zuhörte.

Ich langweile Euch, sagte Rosenberg. Sprechen wir von etwas anderem. Wie ist es Euch indes ergangen? Warum habt Ihr Brescia verlassen?

Ihr habt mir von Eurer Mutter noch nichts erzählt, lenkte Andrea ein. Welch eine Frau! Der Fremdeste fühlt das Verlangen, sie wie eine Mutter zu verehren.

Redet weiter, sagte der andere. Vielleicht befreien mich Eure Worte von dem bösen Zauber, dem ich hier verfallen bin. Nicht, daß Ihr mir etwas Neues sagtet. Aber es von **Euch** zu hören, welch eine Mutter sie ist, und welch ein undankbares Kind sie an mir großgezogen hat, bringt mich vielleicht zu meiner Pflicht zurück. Werdet Ihr es glauben, daß ich schon den dritten Brief von ihr habe, in welchem sie mich beschwört, Venedig zu verlassen und zu ihr nach Wien zu kommen? Sie träumt, daß mir hier Unheil bevorstehe. Das größte, dem ich verfallen bin, ahnt sie nicht; und doch hält mich sonst nichts hier fest, als ein Weib, das ich um alles in der Welt nicht in ihre reine Nähe zu bringen wagte. — Aber nein, fuhr er fort, damit ich mir nicht selbst zu viel tue: Es wäre in der Tat schwer zu machen, daß ich in diesem Augenblick wir Urlaub auswirkte. Mein Chef, der Graf, hat sich eingeredet, daß ich ihm unentbehrlich sei, und gerade jetzt gibt es mancherlei zu tun, was ihm selber lästig wäre. Es ist Euch nicht unbekannt, daß wir hier unliebe Gäste sind. Man will die Augen nicht öffnen nach der Seite hin, von der eine wirkliche Gefahr drohen könnte, und hätschelt das Vorurteil, als hätte die Macht, die wir vertreten, die Hand im Spiele bei allem Feindseligen, was in Venedig geschieht. Ist man doch so weit gegangen, uns für die Ermordung Veniers verantwortlich zu machen, eine Tat, die ich von Grund meines Herzens ebenso verabscheue, wie ich ihre Anstifter für kurzsichtige Politiker halte. — Denn sagt selbst, werter Freund, fuhr er mit rückhaltlosem Eifer fort, vielleicht nicht ohne die Absicht, einen Fürsprecher mehr in Venedig zu gewinnen, sagt selbst, ob die geringste Aussicht ist, das Ziel, den Sturz des Tribunals, auf diesem verbrecherischen Wege zu erreichen? Setzen wir die moralische Seite für einen Moment aus den Augen: ist es irgend denkbar, daß ein so weit verzweigter Anschlag hier, in Venedig, solange geheim bleibt, wie er müßte, wenn der Zweck der Einschüchterung erreicht werden sollte?

Es ist undenkbar, erwiderte Andrea gelassen. Was drei Venezianer wissen, weiß der Rat der Zehn. Um so wunderbarer, daß er diesmal so schlecht bedient wird.

Und nun setzt den Fall, es gelänge den Verschworenen nach Wunsch, Mord auf Mord, worauf es ja abgesehen scheint, erreichte die Inquisitoren trotz des Geheimnisses, das sie umgibt, und endlich fände sich niemand, der sein Leben an eine so gefährliche Würde wagte — was wäre

damit erreicht? Eine Aristokratie von so ungeheuerlicher Organisation, wie die venezianische, bedarf, um zu bestehen, um sich gegen die drohenden Wogen des Volkswillens zu sichern, den festen Damm einer immerwährenden Diktatur, die in sanfteren oder härteren Formen immer wieder aufgerichtet werden müßte. Denn wo sind die Elemente, aus denen eine echte Republik mit freien Institutionen sich bilden könnte? Ihr habt eine herrschende Kaste und eine beherrschte, Souveräne zu Hunderten und Pöbel zu Tausenden. Wo sind die *Bürger*, ohne die ein freies Stadtwesen ein Unding ist? Eure Nobili haben dafür gesorgt, daß der geringe Mann nie zum Bürgersinn, zum Gefühl der Verantwortlichkeit und des wahren bewußten Opfers für große Zwecke herangereift ist. Sie haben den Plebejern nie erlaubt, sich um Staatsinteressen zu bekümmern. Aber weil das Regiment von achthundert Tyrannen zu schwerfällig, zu uneinig und schwatzhaft ist, um eine mächtige Wirkung nach außen oder innen zu üben, knechteten diese Herren sich lieber selbst und beugten sich unter das Joch eines unverantwortlichen Triumvirats, das wenigstens aus ihrer Mitte hervorgegangen war. Sie zogen es vor, ihre eigenen Mitglieder ohne Gesetz und Recht diesem dreiköpfigen Götzen zum Opfer fallen zu sehen, als unter dem Schutz von Gesetzen und Rechten zu leben, die sie mit dem Volk gleichstellen würden.

Ihr sagt diese Sachen, wie sie sind, warf Andrea ein. Aber müssen sie so bleiben?

Bleiben — oder sich verschlimmern. Denn seht, Bester, wie furchtbar sich die Schneide ihrer Waffe gegen sie selbst gekehrt hat. Solange die Republik eine Aufgabe hatte unter den Völkern Europas, solange war der Druck dieser stehenden Diktatur im innern durch die Erfolge nach außen aufgewogen. Niemals wäre Venedig ohne dieses Zusammenfassen all seiner Kräfte in der Hand unerbittlicher Tyrannen zu der Blüte politischer Macht und unermeßlichen Reichtums gediehen, wie wir sie bis ins vorige Jhrhundert noch im Wachsen finden. Sobald die Zwecke wegfielen, die so gewaltsame Mittel allein rechtfertigen konnten, blieb die nackte Tyrannei in all ihrer Unförmlichkeit übrig und begann, um nicht müßig zu gehen und sich selbst für überlebt zu halten, nach *innen* zu wüten. Eine Diktatur im Frieden, mag sie von einem oder dreien ausgeübt werden, ist immer eine Lebensgefahr für jeden großen oder kleinen Staat. Hier aber ist die Krankheit zu alt geworden, um noch Heilung zu finden. Die Keime des wahren Bürgertums, aus denen jetzt für die Republik ein neues Leben erwachsen müßte, sind verfault, durch ein jahrhundertelanges Schreckenssystem, durch das Netz der ausgesuchtesten Spionenkünste ist alles Vertrauen, alle Geradheit, Sicherheit und Freiheitsliebe erstickt, und das Gebäude, das so künstlich und dauerhaft aufgeführt scheint, würde zusammenbrechen, sobald der Kitt der Furcht aus den Fugen verschwände.

Eure Gründe mögen gut sein, erwiderte Andrea nach einer Pause, aber es sind Gründe eines Fremden, dem es nichts kostet, diese Republik für ausgelebt und dem Untergang verfallen zu erklären. Einen Venezianer möchtet Ihr schwerlich überzeugen, daß die Krankheit seiner alten Mutterstadt nicht wenigstens den letzten Versuch einer Heilung wert sei.

Ihr aber seid kein Venezianer.

Ihr habt recht, ich bin nur aus Brescia, und meine Stadt hat schwer unter Venedigs Geißel geblutet. Dennoch kann ich mich eines tiefen Mitgefühls mit diesen verzweifelten Männern, die das fressende Geschwür der geheimen Schreckensherrschaft mit dem Messer auszuschneiden versuchen, nicht ganz erwehren. Ob sie ihr Ziel erreichen, steht in den Sternen geschrieben. Meine Augen sind schwach, ich verzichte darauf, diese Schrift zu lesen.

Beide Männer schwiegen und sahen eine Weile durch das Fenster auf den Kanal. Ihre Sessel standen dicht nebeneinander. Die Sonne brannte herein, ohne daß sie der lästigen Glut auswichen.

Ihr seht, begann endlich lächelnd der Jüngere, daß ich für einen Diplomaten, und einen, der in *Venedig* sich die Sporen verdient, noch viel zu wenig Vorsicht gelernt habe. Wir haben uns nur einmal gesehen, und heute sage ich Euch ohne Umschweife, was ich von den hiesigen Dingen halte. Aber freilich traue ich mir hinlängliche Menschenkenntnis zu, um zu wissen, daß ein Geist wie der Eure sich nicht in den Sold dieser Signora begeben kann.

Andrea reichte ihm stumm die Hand. In demselben Augenblick wandte er das Gesicht und sah wenige Schritte hinter ihnen in unterwürfiger Haltung seinen Amtsgenossen, Samuele, mitten im Zimmer stehen. Er hatte die Tür leise geöffnet und war auf den Teppichen des Zimmers unter vielen Verbeugungen ungehört herangetreten. Euer Gnaden, sagte er jetzt zu Rosenberg gewandt, indem er sich gegen Andrea fremd stellte, ich bitte zu verzeihen, daß ich bin eingetreten ungemeldet. Der Herr Kammerdiener war nicht im Vorzimmer. Ich bringe die bestellten Juwelen; Sachen, Euer Gnaden, wie sie die schönste Esther hätte tragen können.

Er holte aus seinen Taschen Schachteln und Kästchen hervor und breitete seine Waren sorgfältig auf dem Tisch aus, wobei er sichtlich den jüdischen Händler, den er sonst in seinem Wesen nach Kräften verleugnete, hervorzukehren suchte. Während der Deutsche die Schmucksachen musterte, warf Samuele einen Blick des Einverständnisses nach Andrea hinüber, der ihm den Rücken kehrte und an das Fenster trat. Er begriff, was der Besuch des Juden zu dieser Stunde bezweckte. Der Spion sollte den Spion im Auge haben, der alte Fuchs den Neuling bei seinem Probestück überwachen.

Indessen hatte Rosenberg eine Halskette mit einem Rubinschloß ausgewählt und bezahlte den Preis, den der Jude forderte, ohne zu handeln. Er warf ihm die Goldstücke hin, nickte ihm, ohne weiter auf sein Geschwätz zu antworten, seine Entlassung zu und trat wieder ans Fenster. Ich sehe es an Eurer Miene, sagte er, daß Ihr mich bemitleidet und für einen Wahnsinnigen haltet. In der Tat, ich handelte klüger, wenn ich dieses blitzende Geschmeide in den Kanal würfe, statt es um Leonorens weißen Nacken zu legen. Aber was hilft mir alle Klugheit gegen diesen Dämon?

Ich bin überzeugt, antwortete Andrea, daß Eure Entzauberung nicht lange auf sich warten lassen wird. Aber eine andere Warnung bin ich Euch schuldig. Kennt Ihr den Juden näher, der uns eben verließ?

Ich kenne ihn. Er ist einer von den Spionen, die der Rat der Zehn in unserem Hause besoldet. Er ißt sein Brot mit Sünden. Denn unser ganzes Geheimnis ist, daß wir ehrlich sind. Und weil sie dies für ganz unmöglich halten, gelten wir ihnen für die Gefährlichsten und Verstecktesten. Nur um Euretwillen ist es mir unlieb, daß der Schleicher gerade jetzt hier eintrat. Er hat gesehen, daß Ihr mir die Hand gabt. Ich bürge Euch dafür, daß Ihr, ehe eine Stunde vergeht, im schwarzen Buch des Tribunals stehen werdet.

Andrea lächelte bitter. Ich fürchte sie nicht, mein Freund, sagte er. Ich bin ein friedfertiger Mensch und mein Gewissen ist ruhig. — —

Vier Tage waren nach jenem Gespräch vergangen. Andrea hatte sein gewohntes Leben fortgesetzt, sich regelmäßig morgens bei seinem Notar eingefunden und am Abend das Haus gehütet, obwohl ihm jetzt, da er zu der hohen Polizei in ein nahes Verhältnis getreten war, an dem guten Leumund in der Straße della Cortesia nicht mehr viel gelegen sein konnte.

Am Samstag abends erbat er sich den Hausschlüssel von Frau Giovanna. Sie lobte ihn, daß er eine Ausnahme von seiner Regel mache. Es sei heute auch der Mühe wert; die Totenfeier für den erlauchten Herrn Venier in San Rocco mitanzusehen, würde sie selbst reizen können. Aber sie scheue das Gedränge, und dann — er wisse wohl, weshalb *dieser* Fall ihr ein besonderes Grauen einflöße.

Auch er gehe dem nächtlichen Gewühl lieber aus dem Wege, sagte Andrea. Es beklemme ihm die Brust. Er wolle eine Gondel nehmen und nach dem Lido hinausfahren.

So verließ er die Alte und schlug die Richtung ein, die San Rocco entgegengesetzt war. Es war schon acht Uhr, ein feiner Regen trübte die Luft, hielt aber die Menschen nicht ab, der Kirche drüben über dem Kanal zuzuströmen, wo die Exequien für den ermordeten Staatsinquisitor um diese Stunde abgehalten werden sollten. Dunkle Gestalten, teils in Masken, teils das Gesicht durch den Hutrand gegen den prickelnden Regen schützend, eilten an ihm vorbei nach den Plätzen der Überfahrt, oder nach der Rialtobrücke, und ein dumpfes Glockengetön summte durch die Luft. In einer Seitengasse stand Andrea still, zog eine Maske aus seinem Rock und band sie sich vor. Dann ging er an den nächsten Kanal, sprang in eine Gondel und rief: Nach San Rocco!

Die stattliche alte Kirche war schon von unzähligen Kerzen taghell erleuchtet und eine ungeheure Volksmenge umwogte den leeren Katafalk, der dunkel mitten im Schiff aufragte ohne Blumen und Kränze. Nur ein großes silbernes Kreuz stand zu Häupten, und die schwarze Decke trug zu beiden Seiten das Wappen des Hauses Venier. Auf schwarzausgeschlagenen Sitzen, die durch die ganze Tiefe des Chores amphitheatralisch hinaufstiegen, hatte der Adel Venedigs Platz genommen, in einer Vollzähligkeit, wie sie selten auch bei wichtigen Sitzungen des Großen Rates zustande kam. Niemand wagte es, zu fehlen, denn jedem lag daran, daß an der Aufrichtigkeit seiner Trauer um den Toten nicht der leiseste Zweifel entstände. Auf einer besonderen Tribüne saßen die fremden Gesandten. Auch ihre Reihe war vollzählig.

Aus der Höhe herab bliesen die Posaunen die feierliche Introduktion eines Requiems, und ein vollstimmiger Chor, von der Orgel begleitet, stimmte den Klagegesang an, der er-

schütternd durch die Kirche hallte und draußen auf dem Platz und weit in die benachbarten Straßen hinein von dem zuströmenden Volk vernommen wurde. Der feine Regen, der noch immer anhielt, die Dunkelheit der Nacht, aus der schon fern die hellen Steinrosen der Kirchenfenster wundersam hervorglommen, das verstohlene Schwirren und Summen der Tausende verbreitete ein banges Grauen rings um die Kirche, dessen nur wenige sich erwehren mochten. Je näher am Eingang in den erhabenen Raum, der alles umschloß, was in Venedig groß und mächtig war, desto andächtiger verstummten alle Lippen. Aus den schwarzen Masken, die nach alter Gewohnheit bei Trauer- wie bei Freudenfesten zahlreich unter der Menge erschienen, sahen nicht wenige bange Blicke in das helle Portal hinein nach dem Katafalk, der an das Ende der Dinge und die Hinfälligkeit irdischer Macht noch vornehmlicher mahnte als die Worte des Gesanges.

In einer Seitenstraße, die damals durch dunkle Arkaden nach dem Platz von San Rocco mündete, gingen zwei Männer hastig im Gespräch miteinander. Sie sahen es nicht, daß im Dunkel der Häuser ein dritter ihnen auf dem Fuße folgte, in Mantel und Maske sorgfältig versteckt, der sich bald näherte, bald zurückblickte und ihnen wieder einen Vorsprung ließ. Jene anderen trugen die Maske nicht. Der eine war ein graubärtiger Herr mit vornehmem Anstand, sein Begleiter schien jünger und geringeren Standes. Er horchte aufmerksam auf jedes Wort des Alten und warf nur zuweilen eine bescheidene Bemerkung hin.

Jetzt kamen sie an eine Stelle, wo aus einem erleuchteten Hause ein heller Schein über die Gasse fiel. Unversehens hatte die Maske sie überholt und spähte, als sie jetzt dicht an ihr vorübergingen, hinter dem Pfeiler hervor scharf in die beiden Gesichter. Die Züge des Sekretärs der Staatsinquisitoren tauchten deutlich für einen Augenblick aus der Finsternis auf. Die Stimme des Alten war ebenfalls im Gemach des Geheimen Tribunals laut geworden. Sie hatte Andrea Delfin ins Gesicht gesagt, daß er ein Candiano sei.

Geht nun zurück, schloß der Alte das Gespräch, und besorgt die Sache ohne Aufschub. Der Großkapitän ist bei San Rocco beschäftigt, wie Ihr wißt; aber eine kleine Abteilung seiner Leute genügt, um beide zu verhaften. Ihr werdet ihnen einschärfen, daß es ohne Lärm abgehen muß. Das erste Verhör habt Ihr sofort anzustellen, denn vor Mitternacht bin ich schwerlich zurück. Ist etwas Dringendes zu melden, so findet Ihr mich, nachdem die Feier vorüber ist, bei meinem Schwager.

(Fortsetzung folgt.)

Am Netzeknie.

Schier über Nacht ist das kleine Städtchen Friedheim (Miasteczko) zu einer gewissen europäischen Berühmtheit gelangt, nämlich als Grenzpaß- und Gepäckrevisionsstelle. Bei manchen freilich weckt das Wort Miasteczko bittere Erinnerungen an drangvoll durchlebte Stunden, wehmütiges Abschiednehmen von „nicht erlaubten" Würsten, Butter, Kleidungsstoffen, Zigarren, „zu viel" Geld u. dgl. m. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, jedenfalls gibt es kaum ein behaglicheres Gefühl, als wenn man die Grenzreisenden mit mehr oder minder sicheren Gesichtsausdrücken dem bekannten Bretterschuppen zuschreiten sieht und man selber braucht nicht durch die Kontrolle zu gehen, weil man zwar weiter, aber nicht über die Grenze fahren will. Denn Friedheim ist noch nicht Grenzstation. Es kommt noch Erpel (Kaczory). Damit einen aber das Gefühl der Erhabenheit über Paß- und Gepäckrevision nicht übermütig mache, wird man eine Stunde lang in einen besonderen Warteraum getan, muß den Wykaz „o so bist du" abgeben und wird in ein besonderes Wagenabteil eingezählt. In Erpel (Kaczory) wird man wieder ausgezählt und erhält seinen Ausweis zurück. Den braucht man auch noch öfter sehr nötig, da die Grenzpolizei fleißig Streifen macht und jeden Fremden anhält.

Erpel ist ein kleines Dörfchen auf dem kuppigen nördlichen Höhenrande des Netzetales. Lieblich schaut das neue schmucke Kirchlein, das am 11. Februar 1913 durch den Generalsuperintendenten D. Blau eingeweiht wurde, von seinem Hügel hinab, an das Uhlandsche Lied erinnernd: „Droben stehet die Kapelle".

Schon vor 1592 ist das Dorf Kaczory (Kaczor = Erpel) von dem damaligen Inhaber der Starostei Usch, Stanislaus von Górka, durch Ansetzung deutscher evangelischer Bauern gegründet worden. Diese deutsche Ansiedlung mochte den Nachbarn wohl nicht gefallen. Im Jahre 1613 wenigstens machte sich Frau Agnes von Lukowo an die Gründung des polnisch-katholischen Kirchspiels Morzewo, „weil", wie sie schreibt, „in den Nachbarorten die Ketzerei (d. i. das evangelische Bekenntnis) ansteckend kriecht und sich auch an Morzewo und Dziembowo heranschleicht". Und im Juli 1615 unternahmen sogar die Edlen Gaspar Zebrzydowski und Stanislaus Smogulecki einen „Einrik" in das Gebiet des mit ihnen verfeindeten Starosten von Usch. Mit Bewaffneten zu Fuß und Roß, Trabanten, Heiducken und zahlreichen Bauern, die mit Wagen und Vieh aufgeboten waren, brachen sie in die Feldmark des Starosteidorfes Kaczory ein, ließen die Felder von ihrem Vieh abweiden und zertrampeln, mähten einige Morgen Getreide ab, ließen die Garben auf ihre Wagen aufladen und nach ihren Dörfern Rzadkau und Morzewo abfahren. Vor Gericht wurde deshalb Klage erhoben und eine Kommission an Ort und Stelle geschickt, um den Umfang des Schadens, der den einzelnen bäuerlichen Besitzern zugefügt worden war, festzustellen. Aus ihrem Bericht geht hervor, daß dem Daniel Schultz 3 Morgen Roggen abgemäht worden waren, dem Hans Kruse ebensoviel. Der alte Rathke, Jürgen Kruse und viele andere waren auch mehr oder weniger empfindlich geschädigt worden. Selbst dem ehrwürdigen Seelsorger Augsburgischen Bekenntnisses hatte man zwei Beete Erbsen abgeschelt.*)

In der Zeit der Gegenreformation ist dann das lutherische Kirchspiel Erpel zugrunde gegangen, das Bethaus auf dem alten Kirchhofe verschwunden und das Pfarrland des Seelsorgers Ausburgischen Bekenntnisses der katholischen Pfarre in Schmilau zugeschlagen worden.

Von Erpel geht man in einer kleinen Stunde gemächlich nach Dziembowo, einem Dorf und Gut. Über das Dorf ragt der Turm der evangelischen Kirche, die von dem früheren Besitzer des Gutes, Lebrecht von Klitzing, 1874 aus eigenen Mitteln erbaut worden ist. Der Gutspark, der sich an einem Hange entlang zieht, bietet reizvolle Ausblicke ins Tal und hinüber nach dem nahen Deutschland. An einer der stillsten Stellen läßt sich ein Friedhof den Hang hinab. An der obersten Stelle liegen zwei efeuumsponnene Gräber, zu ihren Häupten zwei Findlingsblöcke. Heldenmale sind's für zwei Brüder, die Söhne des Gutsherrn, die innerhalb von vier Wochen auf dem Felde der Ehre während des Weltkrieges gefallen sind. Der Park geht in einen Waldstreifen über, und man kann noch lange am oberen Bergeshange entlang gehen und seine Blicke durch verständnisvoll angelegte Durchhaue über die Netzeniederung tief unten schweifen lassen. Man muß bei einer solchen Wanderung immer wieder darüber staunen, welch schöne Flecke Erde unsere Heimat hat und wie wenig man davon gesehen.

Geht man zu Tal, so kommt man zu der Bahnstation und Glashütte Gertraudenhütte, jetzt Dziembówko. Jener oben erwähnte Lebrecht von Klitzing hat im Jahre 1870 diese Glashütte angelegt, sie aber 1898 verkauft. Zuletzt war eine Aktiengesellschaft vorm. Siemens in Dresden Eigentümerin, jetzt steht sie aber als deutsche Gesellschaft in Liquidation.

Von Gertraudenhütte kann man einen lohnenden Ausflug nach Usch, dem kleinen Brückenstädtchen an Netze und Küddow, mit einem schön gelegenen Kalvarienberge, machen. Wir überqueren aber das Netzebruch und fahren nach Kolmar.

Kolmar, poln. Chodzież, früher Chodziesen, später nach dem damaligen Landrat von Kolmar genannt, liegt in einer südlichen Ausbuchtung des Netzetales. Der südliche Netzetalrand ist außerordentlich kuppig. Bei Kolmar ist der leichteste Übergang. Daher ist hier schon eine alte Straße von Posen nach der bequemsten Brückenstelle bei Usch gegangen. Kolmar ist im Jahre 1434 als adlige Stadt gegründet. Durch die Zuwanderung deutscher Tuchmacher erhielt die Stadt einen überwiegend deutschen Charakter und hatte ihn sich auch noch bewahrt, als sie 1772 mit dem ganzen Netzedistrikt zu Preußen kam. Durch eine aufblühende Industrie hat sich die Einwohnerzahl auf über 7000 gehoben. Besonders bemerkenswert sind die Steingut- und die Porzellanfabrik, in denen der Posener Ton verarbeitet wird.

Von den öffentlichen Gebäuden erwähne ich nur den Glockenturm, der sich in der Mitte, über dem Tor der gegen den Markt gekehrten Friedhofsmauer neben der katholischen Kirche erhebt. Er wurde nach dem Brande des alten Glockenhauses 1840 errichtet und erhielt drei alte Glocken aus dem aufgehobenen Benediktiner-Kloster zu Lubin. Die Inschrift lautete: „Denkmahl des XXVjährigen Friedens unter dem Schutze Friedrich Wilhelm III. errichtet von treuen Untertanen MDCCCXL."

---

*) Schmidt: Geschichte des Deutschtums im Lande Posen.

Der größte Schmuck Kolmars ist seine reizvolle landschaftliche Umgebung *), die ihm den Ehrennamen „Kolmarer oder Posensche Schweiz" eingetragen hat. Nicht weniger als drei Seen umkränzen die Stadt, und das kuppige, waldbedeckte Moränengelände mit dem Tempelberge (192 Meter) und dem Blick auf die kräftig ansteigenden Nordränder des Netzetales erhöht den Reiz durch wechselnde Bilder. Dicht an der Stadt liegt der große Rattaier oder Kolmarer Stadtsee (126 Hektar groß, bis zu 7 Meter tief). Jenseits des Sees steigen die Krumker Berge malerisch empor. Geht man durch die Stadt nach der entgegengesetzten Seite und noch ein Stück die Chaussee am Friedhof vorbei, so kommt man an den kleinen romantischen Schützensee (18 Hektar, bis über 4 Meter tief). In dunklen Kiefernwaldungen liegt er eingebettet, die Uferwände erheben sich bis zu 30 Meter Höhe und spiegeln sich mit ihren Baumwipfeln in den gelblich-grünen Wassern. Auf bequemer Promenade kann man am Ostufer entlang wandern. Dann steigt man zu dem terrassenförmig angelegten früheren Sedanplatze, dem Sommerfestorte der Kolmarer, empor und sieht nach kurzer Wanderung am Waldessaum den Warower See (35 Hektar, bis zu 6 Meter tief) vor sich, lieblich im Wiesengrunde mit niedrigeren wechselnden Waldhügeln im Kranze und dem kleinen turmgekrönten Schloß Warow dazwischen. Drei Seen in solcher Nähe, und jeder ein anderes Bild, malerisch aber alle drei! In der kleinen „Landeskunde der Provinz Posen" von Dr. H. Schütze schließt die kurze Beschreibung von Kolmar mit den Worten: „Es wäre wohl geeignet, eine Sommerfrische zu werden." Man mag's versuchen. Die „Kolmarer Schweiz" dürfte den Versuch schon rechtfertigen. Jedenfalls lohnt es sich, am Netzeknie unserer Heimat ins Angesicht zu schauen.

Fr. Just.

*) Vgl. K. Onnasch: Partien aus der Kolmarer Umgegend (Aus dem Posener Lande 5. Jahrg. 1910 S. 75) und H. Schütze: Die Kolmarer Seengruppe (Elende 4. Jahrg. 1909 S. 5).

Am Busen der Natur.

Ein Ausflugsbild von Julius Kreis.

Einer von den beiden trägt eine Brille: der Sohn. — Der Vater braucht keine. Er sieht ohnehin etwas zu scharf. In der Rechten trägt er trotz dem blauesten Himmel — man kann nie wissen (merk' dir das, Emil!) — einen schiefgewickelten Regenschirm. Über den biederen, plättchengeschonten, doppelsohligen Stiefeln ist die Hose aufgekrempelt. Der unterste Knopf des Rockjacketts ist zugeknöpft, solange man innerhalb des Burgfriedens wandelt. Der obere Teil des Jacketts bauscht sich über der Männerbrust und ein patentierter Huthalter baumelt am Aufschlag. Die Stimme ist volltönig, klingt ölig und läßt keinen Widerspruch zu. Sie ist voll milder Strenge, wenn sie mahnt, voll milder Strenge, wenn sie erklärt.

Im Antlitz macht sich Würde, Verantwortung, Aufmerksamkeit und ein reinlich am Sonnabend zugeschnittener Vollbart breit. Wenn man aus dem Burgfrieden ist, wird der massive, gefirnißte Strohhut an den patentierten Huthalter geklemmt, und Emil trägt die väterlichen Röllchen in der Linken. Gib aber acht, Emil! — Geh gerade, Emil! Brust heraus, Emil! Tritt nicht in die Pfütze! — Jetzt ißt man noch nicht, Emil! — . . . Jawohl, so sagt man im Volk: Schmalzblume. Es ist aber der Hahnenfuß, ranunculus acer, was du hier siehst! — Sieh hierher! Die Buche ist der eigentliche Laubbaum des Isartals. — Ein unverständiger und roher Mensch hat hier einen Buchstaben in die Rinde geschnitten. Diese Forstfrevler verdienten fünfundzwanzig! Der Vater schwingt den Schirm.

Geh nicht auf dem Schotter, Emil! Die Stiefel! . . . — Hier treten streckenweise Lehmschichten zutage. Daher die Ziegeleien. Das kannst du gelegentlich im Aufsatz verwenden. Wir haben es hier mit einer sogenannten Verwerfung zu tun. . . .

Emil, der folgsame Sohn, trägt die Röllchen und merkt auf und schweigt. — Einmal bleibt er am Ackerrand stehen und stochert mit dem Schirm an einem Maulwurfshaufen. Da unten rührt sich's. — O, wenn man da zusehen könnte, jetzt — Emil! ! Mach den Schirm nicht schmutzig! Komm! Der Maulwurf ist einer der größten Schädlinge des Bauern. . . .

Der folgsame Emil nickt. Zwei barfüßige Buben kommen und haben eine helle Freude an einem Eidechsl in der Zigarrenschachtel. Der Vater blickt sie mißbilligend an und sagt: Tierquälerei!

Emils Augen wandern sehnsüchtig verstohlen den Buben nach. . . .

Die Eidechse gehört in die Klasse der . . .

Aber Emil, so hab doch auf deine Füße acht! Emil ist gestolpert — Er hat zu sehr nach den Buben gesehen, die da in den Aesten der Eiche herumturnen. Wer da mittun dürfte! O, er wollte sich schon trauen, hinaufzuklettern. . . Da ist er gestolpert. — Ein Röllchen kollert im Staub. — Der Vater sagt erzürnt: Du hast nicht das mindeste Interesse an der Natur. Und Emils Augen blicken hinter den Brillengläsern in die Weite, blicken in die Weite, in die Weite, unerlöst . . .

Hinter ihm spielen die barfüßigen Buben Mundharmonika.



Bunte Chronik



* **Die Petroleumkanne als Denkmalschmuck.** In Madrid befindet sich ein Denkmal, das insofern einzig in der Welt dasteht, als hier eine simple Petroleumkanne in Erz verewigt ist. Das Denkmal wurde zum Gedächtnis an eine kühne Tat ausgeführt, die ein spanischer Soldat auf Cuba verrichtete. Während der Aufstände hatte sich ein Haufe Rebellen in einem Hause verschanzt. Ein Soldat kam auf den Gedanken, sich in der Nacht, nur mit einer Petroleumkanne und einer Schachtel Streichhölzer ausgerüstet, in das Haus zu schleichen. Er entzündete hier das Petroleum und schleuderte die Kanne in das Haus. Die Chance, unversehrt aus dem Hause zu kommen, war außerordentlich gering. In jedem Falle war der Soldat angeseilt, und das Ende des Strickes lag in den Händen der im Hinterhalt wartenden Kameraden, um ihn gegebenenfalls lebend oder tot aus der Mausefalle herauszuziehen. Der Überfall hatte vollen Erfolg, und zum Gedächtnis der Heldentat wurde in Madrid ein Denkmal errichtet, das den mit dem Seil und der Petroleumkanne ausgerüsteten Soldaten darstellt.

*

* **Die komplizierte Familie.** Ein Leser der „Frank. Zeitg." bekennt sich zu folgenden verwickelten Familienverhältnissen:

„Ich bin mit einer Witwe verheiratet, die eine erwachsene Tochter hat. Mein Vater besuchte uns oft, verliebte sich in die Tochter und heiratete sie. Mein Vater wurde also mein Schwiegersohn und meine Stieftochter meine Mutter, da sie die Frau meines Vaters war. Da bekam meine Frau einen Sohn. Er wurde der Schwager meines Vaters und mein Onkel, denn er war ja der Bruder meiner Stiefmutter. Die Frau meines Vaters, d. h. meine Stieftochter bekam auch einen Sohn, der natürlich mein Bruder wurde und zugleich mein Enkel, da er ja der Sohn meiner Tochter war, und meine Frau wurde seine Großmutter, denn sie war ja die Mutter meiner Mutter. Ich wurde gleichzeitig der Mann meiner Frau und ihr Enkel. Und da der Mann meiner Großmutter nolens volens mein Großvater ist, so bin ich also mein eigener Großvater."

*

* **Schaffner und Eisenbahnkönig.** Als William C. Vanderbilt, Präsident und Haupteigentümer der Newyork-Central-Eisenbahn, eines Tages in einem Zuge dieser seiner eigenen Bahn saß, um nach Buffalo zu fahren, kam der Schaffner wie gewöhnlich, um die Karten nachzusehen. Der einzige, den er nicht aufforderte, die Karte vorzuzeigen, war Vanderbilt, da er ihn kannte. Aber das nahm Vanderbilt sehr übel auf, da er darin eine große Dienstversäumnis sah, und er rief dem Schaffner zu: „Warum fordern Sie nicht meine Karte? Es ist Ihre Pflicht, alle Karten zu kontrollieren, wenn Sie nicht für Verluste haftbar gemacht werden wollen." Mit pflichtschuldigster Ergebenheit nahm der Schaffner den Tadel entgegen und forderte darauf Vanderbilt auf, seine Karte zu zeigen. Der Eisenbahnkönig steckte die Hand in die Tasche, konnte die Karte aber in der Eile nicht finden. „Etwas rasch, bitte," mahnte der Schaffner, „ich habe keine Zeit, hier länger zu warten!" Vergebens wühlte Vanderbilt in allen Taschen — schließlich mußte er mit rotem Gesicht gestehen, daß er die Karte nicht bei sich habe. „Da Sie ohne Fahrkarte reisen," erklärte der Schaffner in streng dienstmäßigem Ton, „müssen Sie nach dem Reglement den doppelten Fahrpreis zahlen." Dem Eisenbahnkönig blieb nichts übrig, als die Börse zu ziehen und die geforderte Strafe zu zahlen.



Kleine Rundschau-Ecke



* **Münchhausen.** Sie sprechen über die Sonderbarkeiten des Blitzes. Sagte der eine: „Stand ich neulich auf der Straße mit einer Zigarette im Munde, hatte aber kein Feuer. Da kam ein Blitz und der zündete die Zigarette an, ohne irgendwie Schaden zu tun." — „Hm", meinte der andere, „das ist noch gar nichts. Ich stand neulich bei einem Gewitter mit meiner leeren Pfeife in der Hand. Da kam auch ein Blitz —" — „Hat er dir die Pfeife etwa gefüllt?" — „Nein, er fuhr mir in den Kopf hinein und durch das Mundstück wieder hinaus, hat mir aber die Pfeife gründlich gereinigt."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.